

wie sie angelaufen käme. Was das alles bedeuten würde. An die Leben, die aus dem Gleichgewicht gebracht würden. Durch fünf Finger, die zu kurz greifen.

Es ist eine besondere Unterkategorie von Stürzen – vielleicht die schlimmste Sorte –, weil sie nachwirken und widerhallen, weil sie dich verfolgen und nicht mehr loslassen. Es sind die Beinahestürze – solche, die nie passieren, die fast passiert wären. Der Moment des Wissens, dass ein Sturz passiert. Nicht der Moment der Angst davor. Der des *Wissens*. Selbst wenn dieser Moment nur einen Sekundenbruchteil währt und du dann aus ihm herausgerissen wirst. Es ist eine Art Waterboarding-Effekt, weil es sich anfühlt, als würde es passieren, obwohl dem nicht so ist. Das Herz stülpt sich von innen nach außen wie ein Gummibecher und ploppt dann wieder zurück. Es ist wie eine Zeitreise oder wie zwei parallele Momente, die nebeneinander existieren: der verhängnisvolle und der banale, während die Gedanken wie fremdbestimmt zwischen beiden hin und her klackern wie Kieselsteine in einem Eimer. Der Geländerknopf war unerreichbar, aber das Gelände selbst nicht. Die Beinahestürze vergesse ich nie, nicht die richtig schlimmen.

Ein Kieselstein klackert schon seit neun Jahren und wird mit jeder Erinnerung lauter. Ich war auf einem Wanderweg am Rande einer Schlucht. Ich muss wegen irgendwas stehen geblieben sein. Eine schöne Aussicht? Vielleicht, um zu pinkeln. Gill war weiter vorne. Ich sah sie auf einem losen Geröllweg um einen spitzen Felsvorsprung verschwinden. Wir machten eine Wanderung auf der indischen Seite des Himalajas, ohne Guide. Wir waren allein. Und als ich mich beeilte, um sie einzuholen, blieb ich mit der Schuhspitze an einem Stein hängen, und meine Füße stießen gegeneinander. Ich stolperte nach vorne, bis die dicke Sohle meines rechten Wanderschuhs mich abbremste und ich zum Stehen kam. Ich war allein in der Stille. Gill war nicht zu sehen, der Abgrund direkt vor mir. Ich dachte an die Kleinigkeiten, durch die Stürze passieren können: die Wucht oder Schwäche, mit der eine Schuhspitze beim Vorgang des Stolperns und Taumelns gegen eine Ferse trifft. Und dass ich um Haaresbreite ins Straucheln geraten und dann ins Nichts gestürzt wäre, über die Kante verschwunden, in die Stille, außer Sicht. Ich stellte mir vor, wie es für Gill gewesen wäre, in diese rätselhafte Stille zurückzukehren. Zu einem leeren Pfad. Es ist die Stille jenes Augenblicks, die diese Erinnerung verdichtet. Die passende Bühne für ein Ende. Die Ahnung eines Endes, auch wenn es keines war.

Jeder Gedanke, den ich mir später um jenen Moment machte, war profunder als der, der mir damals in den Kopf kam. Ich schüttelte das Erlebnis ab, aber es ist bei mir geblieben und bei jeder Erinnerung daran im Dunkeln weitergewachsen. Ich erzählte Gill anschließend nichts von dem Vorfall. Ich trottete einfach weiter und holte sie ein. Weil ja wirklich nichts passiert war – jedenfalls nichts, von dem ich dachte, es irgendwie mitteilen zu können.

Ich falle jetzt. Aber diesmal ist es real. Anders als Sie vielleicht *weiß* ich, dass ich sterbe. Und deshalb habe ich weniger Angst davor

# Der Körper



Wenn ich mich an meinem Rollator festhalte und über den Flur im ersten Stock schlurfe, schaue ich unweigerlich durch die offene Tür ins Bad. Das ist ein Muster geworden. Durch die Tür auf den Metallrahmen zu blicken, der meinen erhöhten behindertengerechten Toilettensitz hält. Diese flüchtige Erfahrung erinnert mich an die Momente in meinem Leben, wenn ich an Sanitätshäusern vorbeikam und zerstreut die unwahrscheinlichen Utensilien aus dem Leben anderer Menschen betrachtete. Diese ganze Welt von Erfahrungen in nur einem Geschäft. Und so fühlt es sich an, wenn ich diese um meine Toilette montierte Vorrichtung sehe. Es ist das Leben anderer Menschen, nicht mein eigenes. Doch jedes Mal erinnere ich mich, dass es meines ist, und bin von Neuem schockiert.

Ich denke, ich erlebe bei jedem Anlass dasselbe Maß an ursprünglichen Schocks. Dasselbe Gefühl empfinde ich bei jedem nun von mir benötigten Hilfsmittel: der konusförmige Gegenstand zum Sockenanziehen, die Greifgeräte, die Geländer, die Schiene, der Rollstuhl und andere wundersame Apparaturen wie aus einem Dr.-Seuss-Buch. Fast täglich treffen neue Sachen ein, und ich werde unvermutet zum Kurator des Museums meines eigenen Verfalls. Wie kam es dazu? Denn vor nicht allzu langer Zeit ging ich noch an solchen Geschäften vorbei. Ich war auf dem Bürgersteig und schaute hinein. Aber jetzt bin ich drin.

Londoner Bettler bitten Behinderte nicht um Geld. Sie sehen sie nicht mal an. Diese Beobachtung machte ich während eines Weihnachtsbesuchs in Großbritannien, als ich in London war, wenige Monate bevor wir endgültig zurückkehren mussten. Ich war mit meiner Behinderung allein unterwegs. Ich muss ziemlich wackelig gewirkt haben, weil ich das erste Mal erlebte, dass mir wildfremde Menschen halfen. Ich fand das aufregend. Ich empfinde keine Aufregung mehr. Aber damals war es beglückend, auf die gleiche Art, wie alle transformierenden Erfahrungen beglückend sind. Wie ein Schauspielschüler mit einer Bettelschale oder ein Promi in einem Fettanzug. Nur dass es diesmal um mich ging. Die kompletteste Version meiner selbst, die ich je sein würde.

Am Bahnhof East Croydon musste ich umsteigen und folgte bewusst einer Frau, die an einer Krücke ging und wie ich ein spastisches Bein hatte. Ich nahm ganz in ihrer Nähe Platz, bemerkte aber, dass sie sehr viel jünger war und wahrscheinlich MS hatte. Prompt fühlte ich mich wie ein älterer Typ, der einer jüngeren Frau nachsteigt, was ich ja kurzzeitig auch war. Menschen mit einem kranken Bein wie meinem interessieren mich. Am Bahnhof Three Bridges sah ich einen Mann ungefähr in meinem Alter, der noch langsamer ging als ich. Er war elegant gekleidet und übte offensichtlich weiterhin irgendeinen Beruf aus. Ich kam aus der entgegengesetzten Richtung und hatte genug Zeit, um aufgeregt zu beobachten, wie sein Bein wild ausschlug – genau wie meins. Es war gerade Rushhour. Nicht die beste Zeit, um sein Bein herumzuschwenken. Ich wollte ihm zuwinken oder irgendwas sagen oder durch hochgezogene Augenbrauen mit meinem Bruder kommunizieren. Und da wir uns in entgegengesetzte Richtungen bewegten, wusste ich, dass unsere uneingestandene gemeinsame Zeit nur kurz währen

würde. Er brauchte Unterstützung, zumindest durch Krücken, aber er hatte nichts. Seine Langsamkeit beeindruckte mich. Ich hätte ein wenig gemächlicher gehen sollen. Oder ich hätte stehen bleiben und nachdenken sollen, aber ich tat das Gegenteil. Ich wurde schneller und fühlte mich für einen Moment beschwingt. Offenbar wollte ich das. Ich legte ein flottes Tempo vor. Und das war's; der Moment für eine mögliche Kontaktaufnahme war dahin.

Er ist nicht die erste Person, die mir aufgefallen ist und bei der ich mich gefragt habe, ob sie dasselbe hat wie ich. Die ich fragen wollte. Ich legte mir die Erklärung zurecht, dass die Symptome dieses Mannes wohl fortgeschrittener waren als meine. Vielleicht hatte er sich zu spät Hilfe gesucht und versuchte einfach nur durchzuhalten. Ein Mann, der trotz erheblicher Schwierigkeiten weiterarbeitete – sich fragte, warum sein Fuß nicht vom Boden hochkam. Warum er ständig umfiel wie ein alter nasser Baum im Regen. Und der darauf wartete, dass das alles aufhörte, dass sein Körper zu ihm zurückkehrte, wieder gesundete, weil der Körper das nun mal macht.

Inzwischen halte ich nicht mehr Ausschau nach meinen Kameraden. Zumindest nicht mit derselben Erwartungshaltung. Oder mit diesem Gefühl der schockierenden Neuheit, das ich mit ihnen teilen möchte. Trotzdem, wenn ich bei einem freundlichen Physio- oder Ergotherapeuten bin, erkundige ich mich doch häufig nach seinen anderen Patienten. Offenbar möchte ich jemanden finden, der so ist wie ich. Jemanden mit Kindern, der am selben Punkt ist wie ich mit dieser Krankheit. Jemanden da draußen, der auch darüber schreibt. Der sich wünscht, dass es okay ist. Der erzwingen will, dass es okay ist. Diese Person möchte ich kennenlernen.

Es schockiert mich, dass ich ein spastisches Bein habe. Ich bin mit seiner halbrunden Ausschlagkurve, seiner bananenförmigen Ineffizienz, geschlagen und mit den Stöcken, die ich benutze, um das auszugleichen. Und mit dem Rollstuhl, an den ich eines Tages gefesselt sein werde, den Toilettenhilfen, der Entstellung, dem vorzeitigen Altern. All das schockiert mich; ich nehme es gelassen hin, aber es schockiert mich. Ich bin gelassen schockiert.

Mein Leben lang habe ich mir eingeredet, dass ich außergewöhnlich gut aussehe. Leider war ich auch imstande zu glauben, dass fast alles an mir oder fast alles, was ich tat, außergewöhnlich geistreich war. Diese Wahnvorstellung plagt mich schon mein Leben lang. Daran ist nichts Ungewöhnliches. Es ist bloß die Trostlosigkeit des Narzissmus. Nur der Weg zum Narzissmus ist einzigartig. Das Eigentliche, der Narzissmus selbst, die Störung, ist öde, langweilig und vorhersehbar. Und wie jeder Narzissmus hat auch meiner eine Kehrseite, die ebenso wahr und ebenso präsent ist: die unbeugsame Überzeugung, dass ich, sobald ich nicht außergewöhnlich klug und schön bin, außergewöhnlich dumm und hässlich bin.

Aber jetzt lebe ich mit einem Konzept, das keins von beidem ist. Es ist nicht das Leben am Ende dieser beiden Extreme. Es ist nicht mal auf derselben linearen Skala. Heutzutage beschäftigen mich die Überraschungen in meinem Leben. Die Art, wie der Körper mich an mich selbst erinnert. Der Speichel, der sich jetzt in meinem Mund sammelt. Das ist es. All die kleinen Signale, die ich wahrnehme. Das Nicht-Schlucken.